

Wolfgang Huber

Kirchendämmerung?

Theaterpredigt in Dessau am 13. Mai 2012

I.

Wortloses Entsetzen steht am Ende. „Die MÄNNER und FRAUEN schauen in sprachloser Erschütterung dem Vorgange und der Erscheinung zu.“ So heißt Richard Wagners letzte Regieanweisung zur „Götterdämmerung“. Aus der Welt-Esche, dem Symbol für Wotans Herrschaft, ist der Scheiterhaufen errichtet, in dessen Weltbrand nicht nur Siegfrieds Leiche zur Asche wird und Brünnhildes Leben zu Ende geht, sondern zugleich auch das Ende der Götter kommt. „Denn der Götter Ende dämmert nun auf. / So – werf’ ich den Brand in Walhalls prangende Burg.“ So kündigt Brünnhilde das Geschehen an, mit dem die „Götterdämmerung“ endet.

Vermutlich war Richard Wagner dieses Ende selbst nicht geheuer. Ist vom Lauf der Welt nicht mehr zu sagen, als dass er am Ende wieder zum Anfang zurückkehrt und mit dem Weltenbrand auch die Götter selbst zu Grunde gehen? Wird das große Welt drama nur zu dem Zweck aufgeführt, dass Alberich übrig bleibt, der Repräsentant teuflischer Gewalten, dem man nicht einmal zutrauen will, dass er zwar das Böse will, aber doch ungewollt das Gute schafft?

Dabei hätte der Mythos vom Weltbrand, den Richard Wagner in der „Götterdämmerung“ aufnimmt, auch Anlass zu einer ganz anderen Wendung sein können. Hatte der Komponist sich doch bei der Vorbereitung ausgiebig und voller Begeisterung mit Jacob Grimms „Deutscher Mythologie“ beschäftigt, die unzweideutig zu erkennen gibt, was es mit diesem Weltbrand auf sich hat. Wörtlich schildert Jacob Grimm den Sinn dieses Mythos im germanischen Denken so: „Nach dem *weltbrand* ... erhebt sich eine neue, seligere erde, mit verjüngten göttern. ... Gleich der wasserflut soll auch der weltbrand nicht für immer zerstören, sondern reinigen und eine neue, bessere weltordnung nach sich ziehen.“

Die Dessauer „Götterdämmerung“, mit deren Premiere das Anhaltische Theater uns gestern Abend im „Bayreuth des Nordens“ alle in seinen Bann gezogen hat, öffnet sich für diese Perspektive. Zu den vielen Überraschungen in André Bückers Inszenierung gehört der Schluss. Überraschend tritt ein „neuer Siegfried“ auf, ein Knabe, der nicht zum Opfer der Flammen wird, der Bote und Bürge einer neuen Welt. Vom Himmel ist er gesandt und kommt aus dem zerstörerischen Feuer auf uns zu. Ein ebenso unerwartetes wie eindrucksvolles Schlussbild.

Vernichtung oder Erneuerung – dieser doppelte Ausgang dramatischer Ereignisse am Ende der Zeit ist oft bedacht worden. Von den biblischen Apokalypsen bis zu den Untergangsszenarien unserer Zeit zieht sich die Spur einer Unheilsprophetie, die nicht nur die von Menschen gemachte Geschichte, sondern auch noch das Ende der Zeit durch Niedergang und Zerstörung geprägt sieht. Jahrtausendwenden wurden immer wieder durch solch eine finstere Zukunftsschau geprägt. Das war schon an der Wende vom ersten

zum zweiten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung der Fall. An der Wende des Jahres 1000 sahen viele in den Hungersnöten und Seuchen ihrer Zeit Vorzeichen einer schrecklichen Zukunft. Auch an der Wende zum dritten Jahrtausend, also in unserer eigenen Gegenwart, gibt es vergleichbare Befürchtungen. Zuerst ließen die Gefahren einer atomaren Selbstzerstörung, dann die Möglichkeiten einer genetischen Selbstmanipulation des Menschen, schließlich die zerstörerischen Möglichkeiten von Finanzmärkten die Unheilswolken immer dunkler erscheinen.

Doch neben der Erwartung der Vernichtung steht die Hoffnung auf Erneuerung; neben der Aussicht auf Verderben steht die Zuversicht kommender Erlösung. Die apokalyptischen Bilder der Bibel enden nicht mit „sprachloser Erschütterung“, sondern mit Worten der Verheißung. In der Offenbarung des Johannes heißt es im 21. Kapitel:

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu (Offenbarung 21, 1-5).

Neben dem Weltbrand ist die Sintflut das andere große endzeitliche Symbol, an dem sich entscheidet, wem am Ende das Regiment zugetraut wird: der Erlösung oder der Zerstörung, dem Erstaunen oder dem Erschrecken, Gott oder dem Bösen. Was dieses andere große Symbol betrifft, liegt die Besonderheit der biblischen Botschaft darin, dass sie die Wasserflut in die menschliche Erfahrung hineinzieht und zu einem Teil der Geschichte macht. Ihrer zerstörenden Gewalt werden Grenzen gesetzt; am Ende steht die Zusage Gottes:

Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht (1. Mose 8, 21-22).

II.

Auch Richard Wagner stellt die Frage nach dem doppelten Ausgang der Geschichte. Können wir nur mit sprachlosem Entsetzen auf dieses Ende schauen oder gibt es einen Grund zur Hoffnung? Nur scheinbar fragt er noch radikaler: Sind die Götter sterblich? Dämmert ihr Ende herauf? Ist das vielleicht nicht erst in einer fernen Zukunft zu erwarten, sondern schon jetzt?

In Wagners eigener Zeit schuf sein großer Antipode Friedrich Nietzsche die Gestalt jenes Toren, der am hellerlichten Tag eine Laterne anzündet und mit ihr durch die Straßen der Stadt läuft, um

Gott zu suchen. Immer wieder ruft er: „Gott ist tot! Gott bleibt tot!“, um hinzuzufügen: „Und wir haben ihn getötet!“

Weniger dramatisch, aber vergleichbar irren wir als Toren auch durch unsere Städte und fragen uns mit Nietzsche: „Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun?“ In unserer Zeit wird zwar der „Fußballgott“ beschworen; auch gestern war das so, als Borussia Dortmund in Berlin den deutschen Fußballpokal eroberte, während Dessau im Zeichen der „Götterdämmerung“ stand. Auch heute erklären sich Menschen für „göttlich verliebt“ oder „göttlich verloren“. Vom Paradies ist allenfalls noch so die Rede wie heute in der Schlagzeile einer Sonntagszeitung. Sie meldet, Deutschland sei ein „Paradies für Einbrecher“. Aber kommt uns all das gerade deshalb so leicht über die Lippen, weil wir selbst gegenüber dem Tod Gottes oder der Götter gleichgültig geworden sind?

Der christliche Glaube verlegt den Tod Gottes weder an das Ende der Zeit noch in die eigene Gegenwart. Er ist ein Ereignis der Geschichte; er hat einen Ort; er hat einen Namen. Im Kreuzestod des Jesus von Nazareth auf Golgatha vollzieht sich der Tod Gottes. So nah lässt Gott sich vom Todesgeschick der Welt berühren, dass er es selbst auf sich nimmt. Der Tod hat deshalb nicht das letzte Wort, weil Gott ihn zu seiner eigenen Sache macht und ihm so die letzte Autorität nimmt. Die letzte Autorität gehört dem Leben, dem neuen Himmel und der neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.

Von der „Götterdämmerung“ Richard Wagners zu dieser Gottesdämmerung ist es allerdings ein großer Schritt. Bei ihr handelt es sich nicht um die Dämmerung des Abends, in der das Licht

verlöscht, sondern um die Dämmerung des Morgens, in der das Licht aufgeht. Das große Zeichen dieser Gottesdämmerung ist der Ostermorgen, an dem der gekreuzigte Jesus sich als der Lebendige erweist. Von ihm bezeugt schon die frühe Christenheit, dass er „dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat durch das Evangelium“ (2. Timotheus 1, 10).

Dem Autor und Komponisten der „Götterdämmerung“ lag dieser Schritt zur Gottesdämmerung des Ostermorgens zunächst fern. Er hatte sich die Religionskritik Ludwig Feuerbachs zu Eigen gemacht, nach der alle Gottesvorstellungen nur an den Himmel projizierte Vorstellungen über den Menschen sind; ja, er war noch einen Schritt weitergegangen und hatte sich auf den Nihilismus Arthur Schopenhauers eingelassen, für den nichts galt als Wille und Vorstellung des Menschen selbst. Das alles klingt mit in jenem Bild todessüchtiger Selbstvernichtung, in das die „Götterdämmerung“ mündet.

Doch zugleich hatte sich die Frage schon unüberhörbar bei ihm gemeldet, worin denn eine Erlösung aus dem Todesgeschick dieser Welt gefunden werden kann. Der revolutionäre Impuls, mit dem er begonnen hatte, formte sich Schritt für Schritt in eine solche Sehnsucht nach Erlösung um. In der Liebe glaubte Wagner diese Erlösung zu finden; er konnte das in schroffem Kontrast zu der von ihm unterstellten Leibfeindlichkeit des Christentums behaupten. Doch Zweifel melden sich an. „Selig in Lust und Leid – lässt die Liebe nur sein“ – diese Worte legt Wagner Brünnhilde noch in den Mund; doch er komponiert sie nicht mehr. An der sinnlichen Liebe als einzigem Weg zur Erlösung kommen ihm Zweifel. Denn sie kann

in Egoismus umschlagen, wenn sie nicht in einen Horizont eingefügt ist, der mehr verheißt als eine pure Selbsterlösung des Menschen durch sich selbst. Freilich war es noch ein langer Weg bis zum „christlichen Weihespiel“ des „Parsifal“, in dem Wagner sich mit dieser Erlösungshoffnung unmittelbar auseinandersetzte. Doch vom „Parsifal“ war schon in der ersten Dessauer Theaterpredigt die Rede; heute ist er nicht unser Thema.

III.

Aus all dem mag sich auch die Zweideutigkeit erklären, von der Richard Wagners Verhältnis zur Religion im Allgemeinen und zum christlichen Glauben im Besonderen umgeben ist. Es sind ganz andere Phänomene, für die der kühne Begriff der „Bayreuther Theologie“ geprägt wurde: „Völkische Religion“ und „arisches Christentum“ werden unter diesem Titel verhandelt; die Pilgerfahrten zu Wagner werden thematisiert, bei denen seine Musik selbst zur Religion – eben zu einer „Kunstreligion“ – gemacht und entsprechend vermarktet wird. Die kritische Auseinandersetzung mit solchen Phänomenen in der Wirkungsgeschichte seiner Opern ist keineswegs überholt.

Es ist deshalb eindrucksvoll zu erleben, wie in Dessau die klare Formensprache des Bauhauses fruchtbar gemacht wird, um Wagners Oper aus ihrer mythischen Umklammerung zu befreien. Seine Oper kommt uns als transparentes, multimediales Kunstwerk nahe. Auf den Bahnen der klassischen Moderne und doch weit über sie hinausgehend findet die Leitmotivik der Musik ihre optischen Entsprechungen. Gerade so kommt uns die Frage nahe, ob wir den Weltenbrand als Untergang oder als Erneuerung verstehen, ob wir

dem Programm einer Selbsterlösung des Menschen folgen oder auf die Erlösung hoffen, die wir uns nicht selbst geben können. Die ganze Inszenierung, nicht nur der „neue Siegfried“ konfrontiert uns mit der Frage, ob wir uns an die abendliche Dämmerung halten wollen, in der das Ende der Götter aufdämmert, oder ob wir uns der Dämmerung des Morgens anvertrauen, die zum Zeichen für den Sieg des Lebens über den Tod wird.

IV.

Schon zu Richard Wagners Zeiten hatte die Gottesfrage keinen leichten Stand. Für viele war sie unter einem Gewohnheitschristentum verborgen; andere hatten in religionskritischer Emphase mit ihr abgeschlossen. Wagners Opern entstammen nicht nur der Zeit, in der Ludwig Feuerbach seine Religionskritik formulierte und Schopenhauer oder Nietzsche ihren Nihilismus proklamierten. Es war auch die Zeit, in der Karl Marx die Religion als Opium des Volkes bezeichnete und einer Vorstellung den Weg bahnte, nach der die Aufhebung gesellschaftlicher Gegensätze unaufhaltsam zum Ende der Religion führen werde. In unserer Region war zu erleben, wie die Verheißung, dass alle gesellschaftlichen Gegensätze sich unter kommunistischer Herrschaft auflösen, unerfüllt blieb; aber auch das Ende der Religion blieb aus. Doch die Entkirchlichung der Gesellschaft wurde unter der Herrschaft der SEK massiv vorangetrieben.

Und wie steht es heute? In einer Warengesellschaft zählt nur noch die Funktion, nicht mehr die Sache selbst. So geht es auch der Frage nach Gott. Gefragt wird nicht mehr nach ihm selbst, sondern nach der Funktion, die der Glaube an Gott für die Gesellschaft

haben kann. Die Präsenz der Kirche als Organisation wird zum Maßstab der Relevanz Gottes für die Menschen. Das Interesse gilt weder der Götterdämmerung noch der Gottesdämmerung; gefragt wird allenfalls noch nach der Kirchendämmerung.

Diese Frage wird nicht nur von außen gestellt – von Menschen, die glaubensungeübt und kirchenungewohnt sind. Für sie hat diese Frage einen guten Sinn. Denn wir Menschen lernen von außen nach innen. Wir nehmen erst die Form wahr, in der eine bestimmte Lebenshaltung uns entgegentritt, und interessieren uns dann erst für den Inhalt, der diese Lebenshaltung prägt. Ob die Veränderungen im kirchlichen Leben eher die Dämmerung des Abends oder des Morgens spiegeln, ist deshalb gerade als Frage von Außenstehenden sehr berechtigt.

Doch gestellt wird diese Frage auch von innen. Der Münchener Theologe Friedrich Wilhelm Graf hat sogar ein ganzes Buch unter diesen Titel gestellt: „Kirchendämmerung“. Und er hat dieser Überschrift den Untertitel hinzugefügt: „Wie die Kirchen unser Vertrauen verspielen“. Das Buch, weithin aus Zeitungsartikeln zusammengefügt, präsentiert eine kulturkritische Abrechnung mit gegenwärtigen kirchlichen Erscheinungen. Da lässt sich auch immer etwas finden; denn nicht alles im kirchlichen Handeln gelingt. Bisweilen mag der kritische Beobachter den Eindruck gewinnen, dass er es nicht mit einer Theaterpredigt, sondern mit einem Predigttheater zu tun hat. Doch es lohnt sich, nach den Gründen zu fragen. Manchmal empfinden Pfarrerinnen oder Pfarrer den gesellschaftlichen Gegenwind als so stark, dass sie versuchen, ihre Predigt etwas windschnittiger zu machen. Der Kritiker aus München ist dann schnell mit dem Vorwurf zur Hand, sie wollten sich bei den

Hörern durch einen „Kuschelgott“ anbieten. Doch leider bleibt er die Auskunft schuldig, wie es besser zu machen wäre. Dabei läge es für einen Professor der Theologie nahe, die theologische Ausbildung zu beschreiben, die zu einer Verbesserung der kirchlichen Praxis beitragen kann. Er müsste dann allerdings sein eigenes Tun kritisch beleuchten, nicht nur das der anderen.

Das Bild der Kirchendämmerung kann leicht in die Irre führen. Die Kirchen verschwinden nicht in jenem Dämmerlicht, in dem alle Katzen grau sind. Aber sie müssen sich in einer pluralistischen Gesellschaft behaupten, die durch massive Traditionsabbrüche hindurchgegangen ist und weiter hindurchgeht. Im Osten Deutschlands ist vielen Menschen der Kontakt zu Gott und Glaube, Sünde und Vergebung, Scheitern und Erlösung, Tod und Hoffnung verloren gegangen: In einer solchen Situation führt es nicht weiter, den Kirchen auch noch eine Kirchendämmerung einzureden. Jedenfalls hilft es nichts, so lange mit der Dämmerung das schwindende Licht des Abends gemeint ist. Sinnlos ist es in unserer Situation auch, die Minderheitensituation der Kirchen einfach mit verspieltem Vertrauen in Verbindung zu bringen. Denn nach wie vor genießen die Kirchen Vertrauen: Sie werden geachtet, weil sie entscheidend zur friedlichen Revolution von 1989 beigetragen haben; sie werden respektiert, weil sie Hilfsbedürftigen und Notleidenden beistehen; sie werden als Orte der Bildung und als Instanzen der Wertevermittlung in Anspruch genommen. Gleichwohl halten sich viele fern, scheuen den entscheidenden Schritt und denken: Lass andere machen. Die Kirche soll im Dorf und in der Stadt bleiben; Kirchengebäude werden renoviert und in wachsendem Maß offen gehalten; doch der Schritt über ihre

Schwelle ist für viele noch schwer. Und manche, die schon lange im Raum der Kirche heimisch sind, schauen erstaunt, wenn ein Fremder die Kirchenschwelle überschreitet; solche Reaktionen mindern die Schwellenangst auch nicht gerade. Das kann sich ändern, Schritt für Schritt. Ändern wird es sich, wenn wir bei der „Kirchendämmerung“ das aufgehende Licht im Sinn haben, nicht die untergehende Sonne.

Es ist gut, Kirchen zu öffnen und um das Vertrauen der Menschen zu werben. Freilich sollten wir nicht vergessen, dass die Kirche keineswegs von uns Menschen gebaut und erhalten wird. Martin Luther hat es unübertrefflich knapp und klar gesagt: „Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten, unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen, unsere Nachkommen werden's auch nicht sein, sondern der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein, der da spricht: ‚Siehe, ich bin bei euch bis an der Welt Ende‘“. Nicht Spekulationen über Kirchenmitgliedschaft und Kirchensteuer, nicht Sorgen über die demographische Entwicklung in einer älter werdenden Gesellschaft, sondern das Zutrauen zur Wahrheit Gottes und zur Gemeinschaft der Glaubenden bestimmt das Handeln der Kirche. Die Grundlage alles Nachdenkens über die Zukunft der Kirche besteht in der Gewissheit, dass, wie es in einem grundlegenden reformatorischen Bekenntnis heißt, die „eine heilige Kirche ... allezeit bleiben wird“. Wir tragen die Fackel weiter, aber wir sind nicht das Licht. Die Kirche Jesu Christi wird es auch in der Zukunft geben – nicht weil wir sie bauen, sondern weil Gott mit seiner Wahrheit bei ihr bleibt.

Deshalb besteht kein Grund zu einer Wagenburg-Mentalität; auch eine Minderheit kann in die sie umgebende Gesellschaft

hineinwirken und ihre Kultur mitprägen, solidarisch das gemeinsame Leben mitgestalten und Menschen in Not beistehen; auch eine Minderheit kann mit anderen das teilen, was ihr selbst wichtig ist. Dabei ist es gut, wenn sie an das anknüpft, was auch anderen wichtig ist. Warum nicht durch eine Theaterpredigt? Für mich ist der heutige Tag eine Premiere; zu einer Theaterpredigt wurde ich in meinem nicht mehr ganz kurzen Leben noch nie eingeladen. Aber ich habe die Einladung mit Freude angenommen. Sie bietet eine gute Gelegenheit, Glauben und Kultur miteinander ins Gespräch zu bringen und so mit anderen zu teilen, was uns wichtig ist.

Wichtig ist uns als Christen ein Bild von der Zukunft, das nicht von der Dämmerung des Abends, sondern vom aufgehenden Licht des Morgens geprägt ist. Wichtig ist das Gegenbild zur Götterdämmerung, das auf den letzten Seiten der Bibel so anschaulich beschrieben wird: *Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu.*

Amen.